

Das Testament.

Novellette von **A. v. Gildern.**

(Nachdruck verboten.)

Der Freiherr v. Walden-Waldeneck war mit einer Bosheit aus dem Leben geschieden. Man hatte es dem alten Herrn gar nicht zugetraut, da er, obgleich wunderlich und herrschsüchtig, doch auch gutmüthig und wohlwollend gewesen war.

Der große Reichthum, der dem Freiherrn schon seit früher Jugend unbeschränkt zu Gebote stand, machte ihn mit Neid, Habgier und Undank seiner Mitmenschen im reichsten Maße bekannt; sein Vertrauen wurde getäuscht, seine Freundschaft mißbraucht, seine heiße Liebe betrogen, und so war es kein Wunder, daß der vielfach Enttäuschte sich als Sonderling auf sein altes prächtiges Schloß zurückzog und als Hagestolz sein Leben beschloß.

Seine Verwandten beehrte er nur selten mit Einladungen und dann auch nur für kurze Zeit — mit Geschenken noch seltener. Nur die Kinder, namentlich seine jüngste Nichte Eva, die noch nichts von Spekulation und Erbschleichen wußten, erfreuten sich seiner Gunst und stets vorhandener Leckereien.

Man war somit nicht gerade von dem alten Herrn verwöhnt worden — aber diese geradezu höhnische letzte Bestimmung brachte die verschiedenen Neffen und Nichten in Zorn und Verzweiflung.

Der hinterlassene letzte Wille, amtlich beglaubigt und unanfechtbar, lautete:

„Ich vermache mein ganzes Besitzthum und Vermögen dem- oder derjenigen von meinen unten angeführten Verwandten, welcher das von mir eigenhändig geschriebene Testament auffindet. Dasselbe wird von einer vereidigten Vertrauensperson am Tage vor der Eröffnung meines letzten Willens an den von mir bestimmten Platz, in einem Jedermann zugänglichen Raum niedergelegt werden. Vier Wochen steht genannten Erbberechtigten mein Schloß

Das neue Hofburgtheater in Wien. (S. 420)

und die Gastfreundschaft desselben zur Verfügung. Hat Niemand in dieser Zeit das Dokument gefunden, so tritt mein beim Gericht niedergelegtes zweites Testament in Kraft, welches mein Geld und Gut, außer mehreren Legaten, zum Bau eines Museums in meiner Vaterstadt bestimmt.

Anton Freiherr v. Walden-Waldeneck."

Auch im Hause der verwittweten Majorin v. Bender herrschte seit der Bekanntmachung des Testaments große Bestürzung.

Frau v. Bender, eine geborene Freiin v. Walden, war als Kind viel auf Waldeneck bei dem reichen Vetter, der sich damals noch weniger unzugänglich zeigte, gewesen. Nach dem Tode ihres Mannes, dessen Vermögen ebenso gering war, wie das ihrige, nur auf die Zinsen desselben, sowie auf eine kleine Wittwenpension angewiesen, hatte sie sich zwar vergeblich an den reichen Verwandten behufs einer fortlaufenden Unterstützung gewandt, aber größere Geldgeschenke, die hin und wieder eintrafen, sowie jährlich eine Einladung auf das alte Schloß stärkten in der Majorin die Hoffnung, dereinst in dem Testamente reichlich bedacht zu werden. Hauptsächlich ihrer Tochter wegen hoffte Frau v. Bender auf eine günstige Wendung ihrer bescheidenen Verhältnisse, und diese Tochter Eva war es zumal, die sich stets der Gunst des alten Herrn erfreut hatte.

Die Enttäuschung war deshalb jetzt um so größer. Die Hoffnung, selbst das Testament aufzufinden, schien Frau v. Bender nur eine schwache, denn wenn es sich wirklich nicht blos um eine Mystifikation handelte, so war dasselbe sicherlich so verborgen, daß selbst der Eifrigste es nicht zu entdecken vermochte. Jedenfalls rüstete sie sich jedoch mit ihrer Tochter Eva, am bestimmten Tage in Waldeneck einzutreffen, um mit den anderen Verwandten den letzten Bestimmungen des Freiherrn nachzukommen.

Man ging dort einer aufregenden Zeit entgegen, und besonders war es ihre Schwägerin und deren Sohn, welche die Majorin am meisten als Konkurrenten fürchtete, da sie den intriganten Charakter der Einen, sowie die Schlauheit des Anderen zu genau kannte, um sich nicht auf ein gefährliches Spiel von dieser Seite gefaßt zu machen.

Das Herz der armen Frau klopfte in Angst und Aufregung, zumal Eva, ihr achtzehnjähriger einziger Liebling, das Köpfchen hängen ließ und Thräne auf Thräne aus den sonst strahlenden und lachenden blauen Augen tropfte.

Eva liebte mit der ganzen Innigkeit des Herzens einen jungen Offizier und wurde von diesem ebenso wiedergeliebt. Beide hatten vor wenigen Tagen erst das beglückende Geständniß ausgetauscht, zugleich aber auch die traurige Erfahrung gemacht, daß hier wie dort an äußeren Glücksgütern kein Ueberfluß vorhanden war. Eva's einzige Hoffnung blieb der alte Onkel, der immer freundlich zu ihr gewesen war, und sie beabsichtigte, demselben zu schreiben und um seine Unterstützung zu bitten, als die Nachricht seines raschen Todes, sowie bald darauf der unselige letzte Wille bekannt wurde.

Herr v. Helbra, der Erwählte Eva's, war durch die Trauerkunde bis jetzt zurückgehalten worden, offen mit Frau v. Bender über seine Verhältnisse zu sprechen und die Möglichkeit einer, wenn auch erst späteren Verbindung mit der Geliebten zu erwägen.

Frau v. Bender war trostlos; ihr etwas aufgeregtes Gemüth sah das Unglück mit voller Gewalt einbrechen und fühlte nicht die Kraft, sich demselben mit Energie entgegenzustellen.

Selbst Eva's und Helbra's Zureden und die Hoffnung eines doch noch vielleicht günstigen Geschicks konnten die nervöse Frau nicht beruhigen, und traurigen Herzens fuhr sie mit der Tochter durch die in üppigster Sommerpracht blühenden Fluren. —

In Waldeneck fand sich kurz nach des Freiherrn Beisetzung, die nach seiner Bestimmung in aller Stille und Einfachheit in der mitten im Schloßpark gelegenen Familiengruft erfolgt war, die ganze in dem Testamente bezeichnete Verwandtschaft ein. Alle Fremdenzimmer waren besetzt, und ein hastiges, unruhiges Leben herrschte in dem sonst so stillen Schlosse. Um Jedem gleiche Vortheile und Nachtheile zukommen zu lassen, wurde beschlossen, nur bestimmte Stunden des Tages dem Herumstöbern zu widmen. Förmliche Statuten stellte man auf, und Jeder verpflichtete sich auf Ehrenwort, dieselben zu befolgen.

Frau v. Bender's Schwägerin, Freifrau v. Walden, eine noch immer schöne und imposante Erscheinung, hatte sich sofort zur Leiterin der ganzen Angelegenheit aufgeworfen. Ihr Sohn Felix half seiner intriganten Mutter durch angeborene Schlauheit, die sich unter dem Deckmantel harmloser Gutmüthigkeit vortheilhaft versteckte. Beide waren darin einig, daß eines von ihnen nothwendigerweise in den Besitz des großen Vermögens kommen müsse, und Jedes bearbeitete sein Feld mit Klugheit und List. Das Suchen des Testaments wurde ohne Hast, vollkommen planmäßig betrieben, und außerdem die Stunden des Beisammenseins mit den übrigen Verwandten zur Verfolgung desselben Zweckes ausgebeutet.

Außer den beiden Walden, Frau v. Bender und Eva waren noch ein älterer unverheiratheter Vetter, sowie dessen ebenfalls unverheiratheten beiden alten Schwestern im Schlosse anwesend. Alle Drei wohlhabende Leute, konnten sie doch dem Wunsche nach mehr Reichthum nicht widerstehen, und betheiligten sich infolge dessen lebhaft an dem rastlosen Suchen.

Frau v. Walden's Plan faßte jede Möglichkeit in's Auge. Felix mußte Eva den Hof machen, dabei den alten Erbtanten in ergebenster Weise huldigen. Sie selbst hatte den alten Junggesellen zu fesseln übernommen, der auch bald, von der Liebenswürdigkeit der schönen und geistvollen Base entzückt, nur noch ein Werkzeug in den Händen der intriganten Frau war. Daß diese außerdem kein Mittel unbenutzt ließ, um durch Dienstboten und Beamte des verstorbenen Freiherrn ihren Zweck zu erreichen, war natürlich.

Die Bibliothek bildete den Hauptvereinigungspunkt aller Suchenden. Keiner wollte dem Anderen das Vorrecht lassen, dort ungestört wühlen zu können, im Gegentheil, Jeder suchte dies nach Möglichkeit zu verhindern. Frau v. Bender und Eva waren bald dieses Treibens herzlich müde, und wenn nicht Beide die Noth gezwungen hätte, auch etwas für Glück und Zukunft zu wagen, sie würden mit Freuden das Feld geräumt haben.

Jede freie Stunde verbrachte Eva im Park und Garten, die, wohlgepflegt, in köstlichem Sommerschmuck Zeugniß ablegten von dem feinen Geschmack und der Liebe zur Natur ihres ehemaligen Besitzers. Eva kannte alle Lieblingsplätze des Onkels seit ihrer Kindheit, war vertraut mit den Statuen, Säulen und Vasen, die dieselben schmückten, wußte die Geschichte ihres Entstehens, ihren Zweck und Bedeutung. Der Freiherr hatte sich stets während ihres kurzen Sommeraufenthalts über die Auffassungsgabe und das gute Gedächtniß des Kindes gefreut, nun konnte ihr dies vielleicht zu Hilfe kommen.

Unermüdlich lief sie von Platz zu Platz, durchstöberte die Vasen, die Postamente der Statuen, selbst hohle Bäume und alte Wasserrinnen waren nicht sicher vor Eva's Nachforschungen — aber vergeblich.

Tag für Tag verrann, ohne nur eine Spur von dem ersehnten Dokumente zu bringen.

Eva's Frohsinn schwand täglich mehr, zumal ihr die Aufmerksamkeiten ihres Vetters Felix von Stunde zu Stunde unerträglicher und peinlicher wurden, trotzdem sie in ihrer kindlichen Naivetät nicht einmal den Zweck seiner Bewerbungen durchschaute. Täglich flogen Briefblätter zu dem fernen Geliebten, der auch wiederum Worte des Trostes und der Hoffnung sandte.

Mehr denn eine Woche war in Aufregung und Unruhe vergangen und noch keine Spur! Selbst Frau v. Walden's bemächtigte sich eine gewisse Mißstimmung, und sie verdoppelte ihren Eifer und ihre Anstrengungen.

Eines Tages hatte sich ein starkes Gewitter über Schloß Waldeneck und Umgegend entladen. Der strömende Regen, begleitet von eisigen Hagelschauern, hielt stundenlang an, und eine unbehagliche Kühle herrschte in den großen düsteren Räumen. Der Verwandtenkreis fand sich nach dem Abendessen in dem Bibliothekzimmer ein. Auf Allen lastete ein gewisser peinlicher Druck, eine Art Kampfbereitschaft, die das Behagen ausschloß, und nur spärlich floß die Unterhaltung, deren Kosten Felix beinahe allein trug.

Frau v. Walden's Blicke flogen prüfend von einer zur anderen der langen Bücherreihen, die in Schränken und auf Gestellen sich befanden. Sie konnte den festen Gedanken nicht los werden, der heute mehr denn je sie marterte, daß hier der Ort sei, wo das ersehnte Dokument seinen Schlupfwinkel hätte, trotzdem jedes Buch, jedes Möbel bereits mehrfach untersucht worden war. Trotz großer Gewandtheit und vieler Geldspenden war es der ehrgeizigen Frau nicht gelungen, auch nur den Namen Desjenigen zu erfahren, der den letzten Willen des Freiherrn vollstreckt und das Schriftstück an den bestimmten Platz befördert hatte.

Wußte Niemand davon, oder war das Pflichtgefühl so groß, daß kein Mittel verfing, dasselbe zu erschüttern?

Dieses fortwährende Hoffen und Bangen brachte Frau v. Walden sogar in eine nervöse Stimmung, sie fröstelte förmlich und schlug unter allgemeinem Beifall das Anzünden eines Kaminfeuers vor, um das Unbehagen etwas zu bekämpfen. In kurzer Zeit waren die Diener mit dem nöthigen Heizungsmaterial bei der Hand, so daß bald darauf eine helle Flamme aufzüngelte und die großen Holzkloben lustig knisterten.

Frau v. Walden rückte ihren Sessel ganz nahe an den alten steinernen, mit dem Familienwappen geschmückten Kaminmantel und stemmte die Füße gegen die Eisenstäbe. Die weite rauchfangähnliche Höhlung lag im Dunkel vor ihr, nur ab und zu durch die aufflackernden Flammen blitzartig erhellt.

Plötzlich ertönte ein Schrei, und ehe die Anderen sich klar machen konnten, was geschehen war, griff Frau v. Walden über die brennenden Holzscheite hinweg in die Kaminhöhlung hinein. Wohl züngelten die Flammen gierig an Spitzen und Schleifen, doch nur einen Augenblick, dann hielt die von Ruß und Rauch geschwärzte Hand triumphirend ein zusammengefaltetes Schriftstück in die Höhe. In den festen energischen Schriftzügen des alten Freiherrn war darauf zu lesen: „Mein Testament."

Lautlose Stille folgte — Bestürzung und Enttäuschung lag auf den Gesichtszügen der einen Gruppe, die andere, Mutter und Sohn, strahlte von Befriedigung und Stolz. Dann aber fing die lebhafteste Debatte an, die vielleicht jemals in diesen Räumen gehört worden war. Hin- und Herstreiten ob der Echtheit des Dokuments, die jedoch schließlich von Niemand mit Recht angezweifelt werden konnte.

Im Vollgefühl der zukünftigen Schloßfrau rauschte Frau v. Walden am Arm ihres Sohnes

aus der Bibliothek, und zehn Minuten später sprengte ein Reitknecht zur nahen Bahnstation, um eine Depesche an den Justizrath und Bevollmächtigten des alten Freiherrn abzusenden, dessen Eintreffen für den nächsten Tag verlangend.

Die Enttäuschten zogen sich ebenfalls in ihre Gemächer zurück, die Komödie hatte ein Ende, freilich mit für sie unbefriedigendem Schluß.

Frau v. Bender's schwache Natur sank unter der Gewalt der Entscheidung zusammen, und durch die Sorge um die Mutter kam Eva die ganze Nacht nicht zum klaren Bewußtsein ihrer getäuschten Hoffnung. Als die Mutter endlich gegen Morgen in einen beruhigenden Schlaf fiel, forderte die Natur auch bei dem jungen Mädchen ihr Recht; todmüde sank das blonde Lockenköpfchen in die Kissen, und bald umgaukelten holde Träume das Lager der lieblichen Schläferin. Erst spät erwachte Eva, als die Sonne schon hoch am Himmel stand und die vom gestrigen Regen neu erfrischte Erde in den herrlichen Farben des beginnenden Herbstes prangte. Frau v. Bender, zwar noch matt und angegriffen, hatte sich in ihr Schicksal ergeben und traf Anstalten, den Ort zu verlassen, der ihr so bittere Enttäuschung bereitet hatte.

Eva, der eine Begegnung mit der stolzen, hochmüthigen Tante sowohl, als mit dem Vetter Felix nicht erwünscht war, und die auch der Mutter Herz nicht noch schwerer machen wollte, eilte, sobald sie konnte, in den Park hinaus, um dort auf einer einsamen Bank ihrem Kummer in einem Thränenstrom Luft zu machen.

War es ein Zufall, daß sie gerade diese Rasenbank, welche sich an eine große Marmorvase lehnte, aufsuchte, oder entsann sie sich, daß sie hier einstmals als Kind, ebenfalls von heftigem Kummer bedrückt, ihr kleines Herz in Thränen erleichtert hatte?

Damals handelte es sich um das Ertränken einer Anzahl ganz junger Hunde, welche das kleine Mädchen lebhaft erregt hatte. Grausam waren die kleinen Thiere der alten Hündin entrissen worden, deren Jammergeheul weithin schallte. Hier auf dieser Bank fand der Onkel die kleine Eva weinend, und wie gut verstand er sie zu trösten und zu beruhigen. Das junge Mädchen entsann sich beinahe wörtlich des Gespräches, das der Freiherr damals mit ihr geführt, und wie er dann schließlich aus der großen Blumenvase einige blühende Ranken gezogen und scherzend das blonde Lockenköpfchen der kleinen Nichte bekränzt hatte. Mechanisch streckte Eva die Hand nach der Vase aus, um einige Blumen zu pflücken, und wie sie dieselben spielend zwischen den schlanken Fingern bewegte, tauchte die Gestalt des alten Herrn mit den weißen Haaren und den klaren blauen Augen immer deutlicher vor ihr auf. Hundert kleine Scenen, die sich bei den alljährlichen Besuchen abgespielt hatten, und die stets des Onkels Güte gegen sie bestätigten, reihten sich in ihrem Gedächtniß aneinander.

Fast undenkbar erschien es da dem unerfahrenen Kinde, daß der alte Herr sein ganzes Hab und Gut dem Zufall preisgegeben, daß nicht sein Herz selbst den Erben gewählt hatte.

Unwillig über sich selbst und ihre thörichten, nutzlosen Grübeleien sprang Eva endlich von ihrem Sitz auf und wanderte in dem schattigen Park umher, Blumen und Gräser hier und dort sammelnd. Plötzlich fuhr sie aus ihren Träumen empor. Sie stand vor der einsamen Ruhestätte des alten Onkels. Er konnte ihr freilich nichts Liebes mehr anthun, aber in dem unschuldigen Kinderherzen regte sich ein mächtiges Gefühl, es war, als müsse es dem Todten beweisen, daß es keinen Groll gegen ihn hege, daß die Erinnerung und Dankbarkeit unverändert geblieben sei. Rasch dieser Regung folgend, ordnete das liebliche Mädchen mit leichter Hand die gesammelten Blätter und Blüthen und schritt die Stufen zu dem Mausoleum empor.

Trotz des hellen Sonnenscheins draußen war es dunkel unter den hohen Bäumen, welche die Grabstätte umgaben, friedlich still und einsam.

Die schwere eichene Thür öffnete sich geräuschlos, ein Sonnenstrahl fiel durch dieselbe in den durch bunte Fenster nur dämmerig erhellten Raum, gerade auf den silberbeschlagenen, dunklen Sarg, der die letzte Hülle Desjenigen barg, dessen Eva gedachte. Lautlos sank sie auf ihre Kniee, und die rosigen Lippen murmelten ein andächtiges Gebet, während Thränen aus den blauen Augen über die Wangen rollten. Dann nahm sie bewegten Herzens den welken Kranz fort, der das große mit Namen und Wappen gezierte Schild umgab, und ordnete die frischen Blüthen um dasselbe.

Indem sie die welken Blumen bei Seite legte, entfiel denselben ein Brief. Eva bückte sich, ihn aufzuheben. War es Wahrheit oder ein Spiel ihrer Phantasie? Auf dem Couvert stand in deutlichen festen Zügen: „An meine Nichte Eva v. Bender."

Zitternd öffnete sie das Schreiben und entfaltete es.

Nur mit Mühe konnte sie den Inhalt entziffern. Alles drehte sich vor ihren Augen und plötzlich glitt sie, von Aufregung übermannt, ohnmächtig zur Erde. Der blonde Lockenkopf ruhte mit geschlossenen Augen auf der Steinstufe des kleinen Altars.

— — — — — — — — —

Während Eva das Schloß verlassen hatte, war es dort durchaus nicht friedlich und ruhig zugegangen. Frau v. Walden erwartete mit Sehnsucht den Justizrath, der sein Kommen telegraphisch angezeigt hatte. Zur bestimmten Stunde ersuchte die Finderin des wichtigen Dokuments die anwesenden Verwandten, im Bibliothekzimmer zu erscheinen, wo durch den bevollmächtigten Testamentsvollstrecker die seit gestern Allen bekannte Thatsache amtlich beglaubigt werden sollte.

Frau v. Walden fühlte sich schon vollkommen als Herrin des Schlosses und hielt es daher nicht mehr für nothwendig, den Uebrigen gegenüber die Liebenswürdige zu spielen. Ihr Sohn Felix, der auch lieber selbst in den Besitz der ersehnten Erbschaft gelangt wäre, kannte den Charakter seiner herrschsüchtigen Mutter zu genau, um nicht zu fühlen, daß das Abhängigkeitsverhältniß für ihn viel Peinliches mit sich bringen würde, und war somit in keiner besonders heiteren Stimmung. Frau v. Bender war angegriffen und apathisch, die alten Geschwister grollten, und Eva, die vielleicht durch die allgemeine Liebe, deren sie sich erfreute, im Stande gewesen wäre, etwas vermittelnd zwischen den ungleichen Elementen zu wirken, fehlte. Merkwürdiger Weise vermißte sie Niemand, da Alle nur mit sich und ihren Gedanken beschäftigt waren.

Endlich fuhr der Wagen vor, der den Justizrath von der Bahn brachte, und dieser trat wenige Minuten später in das Zimmer ein.

Der kleine joviale Herr überschaute flüchtigen Blickes die Anwesenden, die ihm sämmtlich bekannt waren, und begrüßte dieselben, worauf er unverzüglich zu den Geschäften überging.

Nur einen Augenblick betrachtete er das Dokument, während Frau v. Walden in lebhafter Weise von der Auffindung desselben erzählte.

Ruhig unterbrach er den Redestrom mit einer Frage: „Haben Sie, gnädige Frau, sowie die Anwesenden, Einsicht in das Dokument genommen?"

„Gewiß," antwortete unruhig Frau v. Walden, während die Anderen zustimmten.

Der Justizrath schüttelte verwundert den Kopf.

„So ist den Herrschaften nicht aufgefallen, daß das Schriftstück gar nicht Bezug auf den hinterlassenen Brief nimmt? Durch das Spiel eines merkwürdigen Zufalls sind Sie, gnädige Frau, irregeführt worden; dieses Schreiben ist nur das Konzept eines Testamentes meines hochverehrten seligen Freundes, in welchem Unterschriften und amtliche Beglaubigung, somit Alles fehlt, was zum Antritt der Erbschaft berechtigt. Ich entsinne mich jetzt sogar, daß der Freiherr in meinem Beisein dieses Konzept in den Kamin zum Verbrennen warf, somit —"

Weiter kam der alte Herr nicht in seinen Auseinandersetzungen. Frau v. Walden geberdete sich wie eine Rasende. Alle Ruhe und Selbstbeherrschung war verschwunden. Sie war getäuscht worden, sie die Kluge, Berechnende, durch das Spiel der Laune eines Zufalls!

Hoffnungsfreudig mengten sich auch die Anderen hinein, so daß dem Justizrath unmöglich wurde, die geforderten Erklärungen und Beweise zu geben. In diesen Lärm tönte plötzlich die Meldung eines Dieners, daß man Fräulein Eva ohnmächtig in der Familiengruft aufgefunden hätte und sogleich hierherbringen würde.

Die Züge des Justizraths erhellten sich durch ein freudiges Lächeln, dann eilte er zu der vor Schreck fast gelähmten Frau v. Bender, die unfähig war, ein Wort zu sprechen, und hilfeflehende Blicke auf die Anwesenden richtete.

In dem Augenblick erschien schon in der geöffneten Thür zwar bleich, doch vollkommen klaren Bewußtseins, von einem jungen Offizier geführt, Eva, einen Brief in Händen haltend.

Der Justizrath ging ihr sofort entgegen, nahm das Schreiben aus den zitternden Fingern des jungen Mädchens und wandte sich darauf zu den Anwesenden.

„Hier ist das richtige Testament, ich legte es selbst an seinen Ort, mit einem Brief an Fräulein Eva v. Bender. Der Verstorbene hat richtig gerechnet — hören Sie:

‚Mein liebes Kind!

Du hast meinem Herzen von allen meinen Verwandten am nächsten gestanden, darum ist es mein Wunsch, Dich als Erbin meiner sämmtlichen Besitzthümer betrachten zu können. Ich könnte Dir dieselben ohne Bedingung vermachen, doch auch ich alter, einsamer Mann habe am Ende meines Lebens das Bedürfniß einer uneigennützigen Zuneigung. Meine anderen Verwandten werden Alle in der Sucht, das Testament zu erlangen, mich und mein Andenken vergessen — sie werden daher nichts finden.

Solltest auch Du meiner nicht gedenken, so ist zwar Deine Zukunft durch ein bedeutendes Legat gesichert, der Haupttheil meines Vermögens jedoch anderen Zwecken gewidmet.

Habe ich mich hingegen in Dir nicht getäuscht, denkst Du, wenn Andere nur habsüchtigen Interessen nachgehen, des alten Onkels in Liebe und fühlst das Bedürfniß, an seinem Sarge zu beten, so soll mit meinem Segen auch mein irdisches Besitzthum an Dich übergehen.

Dein treuer Onkel

Anton Freiherr v. Walden-Waldeneck.'"

Tief ergriffen und von Allen beglückwünscht schlang Eva, der Uebrigen nicht achtend, die Arme um ihren Verlobten, dessen Hiersein in dieser Stunde ihrem Herzen ungemein wohl that, wenngleich sie den Zusammenhang nicht begreifen konnte.

Die Verwandten hatten sich inzwischen in tiefer Verstimmung, theilweise sogar im größten Zorn, von dem glückseligen Paar fast unbemerkt zurückgezogen, während der Justizrath Frau v. Bender, welche die unverhoffte günstige Lösung kaum zu fassen vermochte, beglückwünschte und aufklärte. —

Helbra's plötzliches Erscheinen erklärte sich

leicht. Die traurigen Briefe seiner Braut hatten ihn veranlaßt, sich seinerseits an eine wohlhabende entfernte Verwandte behufs einer Beisteuer für seinen zu gründenden Hausstand zu wenden. Am Tage vorher war von derselben eine halb und halb zusagende Antwort eingegangen, und da inzwischen Eva immer hoffnungsloser und sehnsüchtiger schrieb, wollte er das geliebte Mädchen nicht eine Stunde länger als nöthig in der drückenden Ungewißheit lassen. Er nahm für einige Tage Urlaub und reiste unverzüglich nach Waldeneck.

Auf der letzten größeren Station stieg der Justizrath in das nämliche Coupé, in dem Helbra saß. Die Herren begannen ein Gespräch und machten sich im Laufe desselben miteinander bekannt. Von der Bahnstation aus benutzte der junge Offizier daher ebenfalls den für den Justizrath bereitstehenden Wagen, verließ denselben jedoch am Eingang des Dorfes, um vorerst die Ordnung der Geschäfte im Schlosse abzuwarten. Langsam schritt er durch den schattigen Park, kam an dem Mausoleum vorüber, sah die Thür offen stehen, trat ein und fand zu seinem Schrecken das geliebte Mädchen ohnmächtig auf den Marmorstufen liegen. Er trug sie in's Freie, und die frische Luft, sowie die zärtlichen Bemühungen ihres Verlobten brachten das junge Mädchen bald wieder zu sich.

Ohne weiter auf die Ursache ihres Unwohlseins einzugehen, verlangte Eva sofort dringend nach dem Schlosse zurückzukehren, so daß dem jungen Offizier nichts übrig blieb, als dem Wunsche seiner Braut nachzukommen und sie dorthin zu geleiten, wo ihr Erscheinen die Entscheidung herbeiführte.

Wenige Monate später wurde die Hochzeit Helbra's mit Eva in dem Schlosse gefeiert, das fortan den Wohnsitz des jungen Paares bildete.

Als die Gäste Waldeneck verlassen hatten, führte Helbra sein junges Weib durch den Park nach der Ruhestätte ihres Wohlthäters. Eva legte einen blühenden Blumenkranz auf den Sarg des theuren Onkels und vereinigte sich mit ihrem Gemahl im andächtigen Gebet. Die untergehende Sonne bestrahlte das glückliche Paar mit goldigem Schein — Helbra zog die Geliebte innig in seine Arme.

Das neue Hofburgtheater in Wien.

(Mit Bild auf Seite 417.)

Seit 1888 ist das neue, von Karl v. Hasenauer erbaute Hofburgtheater in Wien eröffnet, von dem wir auf S. 417 eine Ansicht bringen. Der Prachtbau in modernem Renaissancestyl erhebt sich am Franzensringe gegenüber dem Rathhause. Im Innern ist Alles Marmor, Gold, Farbe und Licht. Von wunderbarer Wirkung sind namentlich die beiden zu den Logen führenden Marmortreppen und der große Foyer. Der für 2000 Personen Platz bietende, in Weiß, Gold und Dunkelkirschroth gehaltene Zuschauerraum hat vier übereinander aufsteigende Ränge, mit Amphitheatern in der Mitte des dritten und vierten Ranges. Die kaiserlichen Logen rechts, die der Erzherzoge links und die große Festloge, die gewöhnlich als Kammerherrnloge dient, sind durch eigene Gänge und Treppen miteinander und mit den dazu gehörigen Nebenräumen und Vorsälen verbunden, und bilden eine Reihe von Räumen, deren fürstliche Pracht kaum noch zu überbieten ist. Die Bühne ist ganz aus Eisen nach einem neuen System eingerichtet; alle Verwandlungen, Versenkungen u. s. w. geschehen fast geräuschlos durch hydraulische Kraft. Nicht minder großartig sind die Einrichtungen für Ventilation, Heizung und elektrische Beleuchtung. Ueberall verbindet sich mit der vollendetsten Technik der Gegenwart die höchste künstlerische Formveredelung, und Alles scheint dem Besucher des Hauses eindringlich zurufen zu wollen: hier ist der Tempel, wo die Kunst ihre Stätte aufgeschlagen hat. Die zahllosen Deckengemälde, Fresken, Bildhauerwerke aller Art und plastischen Ornamente hier aufzuzählen, ist unmöglich, so sehr auch jedes die Bewunderung verdient. Nur der die Attika des Mittelbaues schmückende, 20 Meter lange Marmorfries von Weyr, den Triumphzug des Bacchus darstellend, sei noch erwähnt, da es wohl die größte und schönste Bildhauerarbeit ist, die ein moderner Meister ausgeführt hat.

Kopfbedeckungen europäischer Frauen.

1. Wohlhabende Griechin aus Athen. 2. Italienerin aus der Umgegend von Rom. 3. Türkin aus Konstantinopel. 4. Spanierin aus Andalusien. 5. Bretagnerin. 6. Polin aus Galizien. 7. Bäuerin aus Pommern. 8. Ober-Oesterreicherin aus Linz. 9. Elsässerin. 10. Holländerin aus Hindeloopen. 11. Tirolerin. 12. Bauernfrau aus Oberbayern. 13 Mädchen der Siebenbürger Sachsen. 14. Spreewälderin. 15. Bäuerin aus den Vierlanden. 16. Mädchen aus Mähren.

Kopfbedeckungen europäischer Frauen.

(Mit Abbildung.)

Eine wahre Musterkarte von Kopfbedeckungen der europäischen Frauenwelt finden wir nebenstehend zusammengestellt. Den Reigen eröffnet eine wohlhabende Griechin aus Athen (Skizze 1) mit dem baschlikartig um den Kopf gewundenen Tuche. Auch die Kopfbedeckung der Italienerin aus der Umgegend von Rom (Skizze 2) besteht nur aus einem zusammengefalteten weißen Wolltuch mit farbigen Rändern. Neben ihr erblicken wir eine Türkin aus Konstantinopel (Skizze 3), welcher der Yaschmak Kopf und Gesicht fast ganz verhüllt. Pikant steht der Spanierin aus Andalusien (Skizze 4) das Käppchen mit herunterhängender Quaste, graziös der Bretagnerin (Skizze 5) ihre Haube. Die Polin aus Galizien (Skizze 6) trägt eine pelzverbrämte Mütze, die pommerische Bäuerin (Skizze 7) eine enganliegende Kappe, die bei Reichen durch eine silberne Rosette geziert wird. Neben der Ober-Oesterreicherin (Skizze 8) aus der Umgebung von Linz mit der aus Goldfäden gewirkten „Linzer Haube" erblicken wir eine Elsässerin (Skizze 9) mit geschmackvoll gebundener Kopfschleife. Ein wahres Ungethüm von Haube trägt die Holländerin von Hindeloopen (Skizze 10), und nicht minder unschön ist der Strohhut der Vierländer Bäuerin (Skizze 15) und der Sammetcylinder der Mädchen bei den Siebenbürger Sachsen (Skizze 13). Anmuthig ist der Filzhut der Tirolerin (Skizze 11), hübsch die Filzkappe der Bauersfrau aus Oberbayern (Skizze 12), und der Kopfschmuck der Spreewälderin (Skizze 14) erinnert an die Elsässerin. Am bescheidensten in ihrer Kopfbedeckung sind wohl die mährischen Mädchen (Skizze 16), die nur ein Tuch um das Haupt schlingen.

Himmelsgabe.

(Mit Bild auf Seite 421.)

Auf dem schönen Bilde von Professor B. Plockhorst, dem Altmeister religiöser Malerei, von dem wir unseren Lesern auf S. 421 eine Holzschnittnachbildung vorlegen, wird ein Geschenk vom Himmel auf die Erde herniedergetragen. Ein allerliebstes



Himmelsgabe. Nach einem Gemälde von Professor B. Plockhorst. (Seite 420.)

Kindlein ist es, das sein Schutzengel sorglich in den Armen hält, bis er es in einem Hause des Städtchens, dessen dämmernde Umrisse wir dort unten gewahren, in die schon hergerichtete Wiege legen wird. Ein rosenstreuender Engel schwebt ihm zur Seite, während im Hintergrunde eine Schaar von Englein dem Kinde, das aus den lichten Höhen scheidet, nachwinkt. Drunten aber wird die Ankunft des neuen Erdenbürgers als ein Pfand ehelichen Glückes, als eine wahre Himmelsgabe betrachtet werden.

Die Macht des Fortschritts.

Erzählung von **Karl Neumann-Strela.**

(Nachdruck verboten.)

In Bielefeld, „der deutschen Leinwandkammer", wohnte unweit seiner Weberhäuschen um das Ende des vorigen Jahrhunderts der Kaufherr Valentin Solger. An einem Frühlingsabend trat er, von einem Geschäftsgange heimkehrend, in die gewölbte, hochgetäfelte Schreibstube. Die Lampe an der Decke erhellte das Pult so schwach, daß Solger, als er das Hauptbuch aufschlug, noch Lichter anzünden mußte. Dann erst, Blatt um Blatt im Buche wendend, konnte er die Namen und Zahlen genügend erkennen.

Seine Augen wurden größer und glänzender, als er nacheinander las: England, Italien, Spanien, Westindien. — Sinnend zur Decke blickend, sprach er in siegesgewissem Tone zu sich selbst: „Ueberall kennt man Bielefelds Industrie! Bielefelds Weber hält man hoch in Europa wie in Asien! An die Firma Valentin Solger denkt so manche Tochter Englands oder Indiens, wenn sie meine Spitzen durch ihre Finger gleiten läßt; so fein gesponnene Spitzen, daß ein ganzes Stück von zweitausendvierhundert Ellen Faden nur dreiachtel Loth wiegt."

Wieder, die Blätter wendend, sah er in's Buch und las: „John Morris in London, Biacco in Neapel, Escarto in Madrid, Haase & Söhne in Bombay und Kalkutta — solide Häuser und treue Geschäftsfreunde. Gott helfe weiter!"

Da steckte der Nachbar, Michel Klempin, den Kopf durch die Thür.

„Guten Abend. Wie steht's? Bin von hinten durch den Garten gekommen: Ihre Emma ist drin, guckt in den Mond."

„Was gibt's Neues?" fragte Solger, ihm eine Prise anbietend. „Die Pariser Post läßt auf sich warten."

„Aber die Londoner ist da; hab' eben 'ne Zeitung von drüben gesehen. Kurios, kurios."

„Möller & Compagnie insolvent? Sollte mich nicht wundern, wenn Hermann Möller an der Börse —"

„Steht noch so gut wie früher, aber die Zeitung erzählt 'ne kuriose Geschichte. Eine Maschine ist erfunden, eine Spinn- und Webemaschine. — Sie lachen, Nachbar?"

Laut und lauter lachte Solger. „Meiner Treu," rief er endlich, „Sie haben sich einen riesigen Bären aufbinden lassen! Warum nicht gleich eine Maschine, welche die aufgebundenen Bären wieder abschüttelt?"

„Es steht in der Zeitung," sagte Klempin.

„Wer wird Alles glauben, was in der Zeitung steht! Wenn den Federfuchsern der Stoff ausgeht, rücken sie mit Ammenmärchen und Fastnachtsschwänken in's Feld."

„Mag sein. Aber dieser Wind pfeift von drüben. Waren Sie drüben? Nicht? Ich war in der Jugend da und kenne die Engländer. Auf unsere Spinnereien, Webereien und guten Geschäfte sind sie längst eiferfüchtig, und von uns Deutschen kaufen zu müssen, ärgert sie braun und blau. Umgekehrt soll's werden, das ist ihr Plan. Sie wollen durchsetzen, daß wir Bielefelder englisches Fabrikat auf den Markt bringen müssen. Tag und Nacht haben sie nachgesonnen, wie sie uns den Verkehr mit Italien, Spanien, Westindien abschneiden können, und daß es nur durch etwas Unerhörtes und Staunenerregendes möglich ist, wissen sie selbst am besten. Ergo — drüben wurde besagte Maschine erfunden, durch die sich rascher und wohlfeiler arbeiten läßt. Sie werden fortan billigere Preise stellen, unsere besten Kunden anlocken, unser Geschäft todtmachen."

Seufzend brach er ab und sah durch das Hinterfenster in den Garten. Sein Blick fiel auf Emma, die jetzt, vom Mondschein umflossen, vor der Laube stand.

„Gut," meinte Solger, „die Erfindung soll keine Ente sein; ich will meinetwegen daran glauben, als ob sich die Räder vor meinen Augen drehten, und die Engländer vor meinen Ohren Hoch schrien. Doch deshalb nur einen Augenblick ängstlich werden, gar von Todtmachen reden? Bester Nachbar, Sie besitzen ein gewaltiges Talent, Alles schwarz zu sehen. Die da drüben lachen wir am besten aus. Uns den Verkehr mit Italien, Spanien, Westindien entreißen? Uns zwingen, englisches Fabrikat auf den Markt zu bringen? Gehen Sie doch, Klempin! Menschenhände, darin liegt's! So fein, wie die Hand spinnt und webt, wird die Maschine nie arbeiten können, und damit haben Sie den besten Beweis, daß der englische Schwindel in nichts verlaufen wird. Laßt sie drüben nur in die Posaune stoßen! Unsere alten treuen Kunden werden dann um so aufmerksamer auf uns. So lange unsere Finger noch geschmeidig sind, schlagen wir die Maschine aus dem Felde, ohne uns groß zu rühren."

Klempin zog die Schultern hoch, um zu zeigen, daß er anderer Meinung sei. Dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, sah er wieder in den Garten. Im Mondschein, bemerkte er, nähme sich Emma am besten aus. „Wer sie freit, kann sich gratuliren. Hübsch, jung, wirthschaftlich und — Solger's einziges Kind!"

„Sie scheint nicht zu wollen," sagte der Vater, „oder der Rechte war noch nicht da."

„Wird schon kommen," lachte Klempin und fügte leiser hinzu: „Mein Buchhalter, der Hans Brunner, hat ein Auge auf Emma. Ein braver, fleißiger und sparsamer Mensch. Es wäre ihm zu gönnen."

„Mag er's versuchen. Von meiner Seite wird ihm nichts in den Weg gelegt."

Damit trennten sich die Nachbarn. —

Das Unglück wollte es, daß Klempin am nächsten Tage von einem Fieber befallen wurde. Lange an's Bett gefesselt, sahen sich die Nachbarn erst nach Wochen wieder.

Weshalb aber ließen Beide nun die Köpfe hängen? Weshalb hatte Dieser nur ein Achselzucken, und Jener nur einen sauren Blick?

Die Maschine! Alle Zeitungen priesen die Erfindung. In sämmtlichen Briefen, die von London, Neapel, Madrid, Bombay und Kalkutta nach Bielefeld gelangten, war nur von der Maschine die Rede, und die englischen Blätter sprachen von weit schnellerer und wohlfeilerer Arbeit.

Die Bielefelder Zeitung schwieg zwar nicht; sie pries die feinere und dauerhaftere Arbeit von Menschenhand. Doch die anderen Blätter riefen höhnisch: „Seht den Bielfelder Zopf! Wie's die Urgroßväter und Großväter getrieben, wollen es auch die Enkel treiben, obgleich die Vernunft ihnen doch sagen muß, daß die Welt vorwärts schreitet. Man lasse ihnen den geliebten Zopf! Wir aber entrollen die Fahne, auf der mit flammenden Lettern ‚Fortschritt' steht, und Alle ohne Zopf werden sich freudig um diese Fahne schaaren, zum Heile der Menschheit!"

Ganz Bielefeld fühlte diese Worte wie einen Dolchstich. Wie oft mußte Solger des Abends gedenken, an dem er über des Nachbarn ängstliches Gesicht gelacht. Der Spott und das Geschrei der „elenden Zeitungsschreiber" schmerzte ihn tief. Sie verhöhnten den Zopf und nannten Unvernunft, was den Namen Pietät verdiente; sie verlangten den Fortschritt in einer Sache, von der sie so gut wie nichts verstanden.

War's den Bielefeldern auch zu verargen, daß sie mit größter Ehrfurcht in vergangene Zeiten blickten? Von westfälischer Leinenindustrie redet schon Tacitus in seinem Werke über Deutschland, und man erzählt, daß in den Tagen der Hansa die ganze Welt westfälisches Leinen kannte und schätzte. Während des dreißigjährigen Krieges waren es die Holländer, die „das Fett von der Suppe schöpften"; die allgemeine Noth benutzend, kauften sie Westfalens Leinwand für einen Spottpreis, um sie nach den spanischen Kolonien zu senden.

Dann aber stellten sich die Kinder der rothen Erde wieder auf eigene Füße, und besonders die Bielefelder traten in den Vordergrund. Sie erfanden eine Substanz, die dem Garn längere Dauer verlieh; sie verbesserten die Bleichen und wußten gar herrliche Muster in das Leinen zu weben. Bald sprach man in den fernsten Ländern von Bielefelder Fabrikat, und die Aufträge liefen so massenhaft ein, daß Tag und Nacht gewebt und gesponnen werden mußte. Denn auch der Spitzenfabrikation hatten sich die klugen Bielefelder gewidmet, und überall, in den Häusern der Kaufherren wie in den Spinnstuben, herrschte Wohlstand.

Da kam der siebenjährige Krieg. Der französische Marschall Estrées, nach Minden ziehend, ließ „so im Vorüberziehen" sämmtliche Bielefelder Bleichen plündern. Doch war der Verlust zu verschmerzen, denn Kisten und Kasten waren noch voll genug, und die Bestellungen liefen nach wie vor ein. Zwar blieb die Eifersucht und Konkurrenz anderer Städte nicht aus; besonders Valenciennes und Brüssel lieferten feinere Battiste und Spitzen. Dennoch brauchten die Bielefelder nicht zu verzagen, denn der Begehr nach ihrem Fabrikat wuchs mit jedem Tage, und immer lieblicher ging ihnen die Sonne des Wohlstandes auf.

Das Alles durch Händearbeit! Da war die „Pietät" kein leeres Wort, das Festhalten am Hergebrachten kein Zopf!

So, im Rückblick auf vergangene Zeiten, sprach Valentin Solger in einer Versammlung. Die Männer waren gekommen, um zu berathen, wie man sich zur Spinn- und Webemaschine zu verhalten hätte. Michel Klempin meinte zwar, es würde durchaus nichts schaden, wenn sich drei Bielefelder auf den Weg nach England machten, um sich das Ding wenigstens anzusehen. Doch sogleich ertönte der Ruf: „Wir bleiben beim Alten. Die Fertigkeit der Hand gab uns Gott, die Maschine ist ‚Düwelswerk'! Sie wird die Leute zwar blenden und den einen oder andern unserer Kunden anlocken, aber nur für eine Weile — nachher wird sie ausgelacht. Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Wir haben etwas Tüchtiges vor uns gebracht und thun am besten, wir sehen es ruhig mit an!"

Da sahen sie es nun ruhig mit an, die Bielefelder und alle Westfalen. Im ganzen Lande ertönte der Ruf: „Wir bleiben beim Alten, die Maschine ist ‚Düwelswerk'!"

Doch bald gingen Allen die Augen auf, daß sie die Macht der Maschine weit unterschätzt hatten. Denn sie blendete nicht und lockte nur eine Weile diesen oder jenen der Bielefelder Kunden an — nein: sie schlug die Handarbeit aus dem Felde. Mit klarstem Blick erkannte die Konkurrenz, welch' ungeheuren Gewinn diese Erfindung im Gefolge hatte. Weit billiger und rascher konnten jetzt Leinen und Spitzen gefertigt werden. War's da ein Wunder, daß Bestellungen aus allen Ecken und Enden der Welt nach

England und nicht mehr nach Bielefeld gingen? Wo blieben die Aufträge für Solger aus Neapel, Madrid, Bombay und Kalkutta? Die alten Geschäftsfreunde erklärten ihre Verbindung mit ihm für gelöst, denn das englische Fabrikat stände dem westfälischen an Güte nicht nach und sei billiger.

Die Engländer waren klug. Ihre Verbindungen erstreckten sich immer weiter, während die Bielefelder in immer neuen Versammlungen über den Stand der Dinge beriethen. Wie sehr auch Klempin wieder drängen mochte, nach „drüben“ zu reisen und sich die Maschine anzusehen: stets wieder beschloß man, beim Alten zu bleiben und abzuwarten. Den Leuten würden sich doch noch die Augen öffnen. Darum ruhig weiter arbeiten und das alte Sprichwort bedenken: Wer zuletzt lacht, lacht am besten!

Um diese Zeit lief das Gerücht durch die Stadt: Hans Brunner, Buchhalter bei Herrn Klempin, habe bei Emma Solger angepocht, aber einen Korb erhalten. Zuerst vielfach besprochen, wurde der ausgetheilte Korb sehr bald vergessen, denn ein Anderes erfüllte die Stadt.

Leo Grüning, ein geborener Bielefelder, der seit seinen Kinderjahren in London lebte und dort ein Geschäft besaß, war plötzlich mit zwei Maschinenspindeln nach Bielefeld zurückgekehrt. Das Haus, in dem er wohnte, lag dem Solger's gegenüber. — Weshalb er gekommen war? Er habe, wie er sagte, von dem Sträuben seiner Landsleute gegen die Maschine gehört und sich deshalb mit zwei Spindeln, die eine zum Weben, die andere zum Spinnen, auf den Weg gemacht, damit die Bielefelder den Werth der neuen Erfindung erkennen sollten. Damit lud er zur Besichtigung der Spindeln ein, doch Niemand kam zu ihm in's Hinterstübchen. Die Weber nahmen sogar eine drohende Haltung gegen ihn an. Klempin freilich fiel es schwer, seine Neugierde zu unterdrücken, und nur die Furcht vor seinen Mitbürgern hielt ihn von einem Besuche bei Grüning ab. Wohl am schroffsten wurde Letzterer von Solger empfangen. Kaum, daß ihm ein Sitz angeboten wurde, und schon nach wenigen Minuten empfahl er sich.

Auf den Hausflur tretend, stutzte er; in der Thür stand Emma. Sie grüßte ihn und wurde roth. Dann schritt er, noch einmal grüßend, an ihr vorüber, und sie sah ihm nach, bis er im Hause gegenüber verschwunden war. —

Neue Versammlungen der Kaufherren und Weber fanden statt. Schien es nicht, als habe der Gott des Handels Bielefeld den Rücken gekehrt? Der Sieg der Maschine über Handarbeit war ein vollständiger; die englische war an Stelle der westfälischen Industrie getreten. Dennoch, mit der ganzen Zähigkeit der Westfalen, hielten die Bielefelder am Hergebrachten fest und schlossen sich gegen jeden Fortschritt ab. So harrten sie auf die Sonne, die doch wieder, wie sie meinten, das finstere Gewölk durchbrechen würde.

Und Leo Grüning? Weshalb kehrte er nicht wieder nach London zurück? Er wurde doch völlig gemieden und mußte überzeugt sein, daß sein guter Wille Schiffbruch gelitten.

War's Zufall, daß er immer gerade dann an das Fenster trat, wenn Emma an dem ihren lehnte? Und wie kam es, daß sie sich grüßten, Zeichen gaben, und daß Leo eines Abends in Solger's Garten schlüpfte? Wieder hatte der Liebesgott zwei Herzen verwundet, die nun zusammen schlugen in Freude und Leid.

Ach, Leid vollauf! Emma hatte sich einem Manne verlobt, den Niemand kennen wollte. Um der Liebe willen ertrug sie Alles. Wann würde sie's aber dem Vater gestehen können? Ihr Glück in den Mantel des Geheimnisses zu hüllen, raubte ihr jede Fröhlichkeit. Auch Leo litt schwer dabei und sann rastlos auf einen Ausweg, doch seine am Tage erdachten Pläne zerrannen am Abend in nichts.

Doch einst, als sie sich wieder im Schutz der Fliederlaube sahen, sprach er sehr lange und eifrig zu ihr, und nach vielem Besinnen erklärte sich Emma bereit, auf seinen Vorschlag einzugehen. Sie weinte, und es war ihr, als preßten eiserne Reifen ihre Brust zusammen; dann aber, das Auge erhebend, sprach sie innig und hoffend: „Möge uns der Himmel zum schweren Werke den Segen geben!“

Von nun an wurde es still in der Laube, doch im Hinterstübchen des Hauses gegenüber wurde es laut. Denn dort trat Emma stets nach Sonnenuntergang ein an der Seite einer ältern Frau, die, durch genossene Wohlthaten an Solger's Haus gekettet, völlig verschwiegen war.

Solger glaubte die Tochter bei einer kranken Freundin. — Da saß nun Emma vor der einen Spindel, und Leo vor der andern. Die Alte hatte ihren Platz auf der Ofenbank, und die Lampe an der Decke beschien eine Gruppe, der die Hoffnung auf Gelingen Muth und Ausdauer gab.

Was Leo wollte? Die Bielefelder von dem Segen der Maschinenspindel überzeugen und ihnen die Augen öffnen, daß nichts thörichter sei, als sich gegen den Fortschritt der Industrie abzuschließen. Auf sein Reden hatten sie nicht hören und seinem Wunsche zur Besichtigung der Spindeln nicht folgen wollen. So sollte ihnen denn bewiesen werden, daß das Maschinenfabrikat dem der Hände weder an Güte noch an Feinheit nachstände. Wohl wußten Leo und Emma, wie groß ihr Wagniß sei, und das Mädchen verhehlte sich nicht, daß statt des ersehnten Segens des Vaters Zorn sie treffen könnte. Doch um der Liebe und der glücklichen Zukunft willen wagte sie Alles, denn Beide mußten sich sagen, daß nur auf diesem Wege ein Umschlag zu ihren Gunsten zu erreichen sei.

Zwar hatte auch Emma, die echte Tochter der rothen Erde, die Maschine in gleichem Grade gehaßt. Bald aber war es Leo gelungen, ihren thörichten Haß zu überwinden. Er lehrte sie die Behandlung der Spindel, und ihr Haß schlug in Bewunderung um. Da saß sie jetzt vor der Spindel und kannte nicht Rast noch Ruh. Ihr bebte das Herz bei der Frage: Wie viel Abende wohl noch vergehen würden, ehe das Stück Spitzen fertig sei?

Er saß vor der andern Maschine und arbeitete an einem Stück Battist. Wie langsam das ging! Nur zwei Hände bei jeder Spindel, denn die zitternde Alte konnte keine Hilfe leisten. Stets jubelte Emma, wenn sie wieder eine Viertelelle fertig hatte. Je weiter die Arbeit gedieh, desto fester schlug die Hoffnung auf die Umkehr der Bielefelder und auf den Segen des Vaters Wurzel. Sie sah schon, wie Alle erstaunten und sich ihres Vorurtheils schämten, und wie der Vater sie und Leo in die Arme schloß.

Wäre nur Hans Brunner nicht gewesen! Seit er von Emma den Korb erhalten, sann er auf Rache und spionirte, wo er konnte. Er brachte es denn auch heraus, daß sie bei keiner kranken Freundin, sondern in Leo's Hinterstübchen weilte. Da erhielt Solger eines Abends ein Briefchen ohne Unterschrift, das ihn davon benachrichtigte.

Er stürzte aus dem Hause, über die Straße und in's Hinterstübchen. Leo und Emma, denen der Schreck die Zunge lähmte, waren aufgesprungen. Dann aber faßten sie sich, und Emma trat dem Vater muthig und aufgerichtet entgegen.

Vor Solger's Augen spielte es in allen Farben. Doch bezwang er sich. Indem er, ohne ein Wort zu sprechen, die Hand der Tochter ergriff, um sie fortzuführen, fiel sein Blick auf den Spitzenstreifen, der sich zufällig um ihren Arm geschlungen.

War es ein Wunder, daß sich in demselben Moment, trotz seines Zornes, der Kaufmann und die Neugier in ihm regte? Seine Finger zuckten nach der Spitze, doch schleunigst zog er wieder die Hand zurück. Er wollte reden, toben, aber Emma wußte es anzufangen, daß er doch wieder nach der Spitze sah. Mit einem Ruck hatte sie den Streifen vom Arm. Sie hielt ihn höher und höher, und er mußte darauf blicken, es half ihm nichts. Zu mächtig war der Kaufmann und die Neugier in ihm erwacht. Da hielt er die Spitze und prüfte ihre Güte, indem er sie mit dem Daumen rieb.

Emma winkte; auch Leo trat näher mit dem fertigen Battist und brachte ihn vor Solger's Augen. Wieder zuckten seine Finger und wieder rieb er mit dem Daumen hin und her.

Es wurde still, ganz still. Solger's Stirn legte sich in tiefe Falten, und unverwandt ruhte sein Blick auf dem Maschinenfabrikat. Dann hielt er Spitze und Battist gegen die Lampe. Wie genau lag Masche in Masche und Faden an Faden! Wie genau kreuzten sich die Fäden, und wie regelrecht liefen sie an den Langseiten zusammen! Einen unbeschreiblichen Blick warf Emma auf den Geliebten, und dem Vater rief sie zu: „Das haben zwei Stümper geschaffen. Was wird man erst in England auf der Maschine leisten können!“

„Ich hatte,“ fügte Leo schnell hinzu, „keine Uebung erlangt, als ich von London schied. Wenn Zwei vom Fach hier gesessen hätten, wär's etwas Anderes geworden!“

Da wurde es Solger gar sonderbar. Es summte ihm etwas in den Ohren — Jemand sprach. Wer sprach? Leo und Emma waren doch wieder still. Kamen die Worte aus der Lampe? Immer länger und forschender sah Solger in die Flamme — richtig, die Flamme sprach.

„Mann,“ sprach sie, „kennst Du mich? Ich bin der Fortschritt, und der Docht der ist der Zopf, der Stück für Stück in meinen Rachen fällt. Und mag er sich sperren wie er will, er fällt mir dennoch zum Opfer; ich bin das Lebendige, und das hat Recht!“

Solger stand sprachlos. Er griff nach seinem Kopfe; kein Traum, er wachte. Rauschte es hinter ihm? War's der Flügelschlag der neuen Zeit? Er wandte sich um — da fiel sein Blick auf die Maschinenspindeln.

Leo und Emma fühlten, daß sie des Vaters Zorn nicht mehr zu fürchten hatten. Und auch sie vernahmen eine Stimme, die da rief: „Die Maschine wird dem Lande Westfalen zum Segen werden!“

— — — — — — — — —

Ist sie's geworden? Die Antwort gibt das schloßähnliche Gebäude mit den vielleicht zweihundert Fenstern und den thurmhohen Essen: die Ravensberger Spinnerei. Und daß die Sonne, auf welche die Bielefelder harrten, ihnen doch wieder aufgegangen, zeigten bald ihre lachenden Gesichter. Die englischen Fabrikanten merkten, wie viel Kunden ihnen nach Gründung jener Spinnerei wieder abgefallen waren. Neapel, Madrid, Bombay und Kalkutta traten wieder mit Bielefeld in Verbindung, und die Firmen Biacco, Escarto und Haase & Söhne glänzten wieder im Hauptbuche Solger's. Westfalen und England standen und stehen sich in der Bereitung des Garns und in der Produktion der Battiste und Spitzen noch heute als Konkurrenten gegenüber.

Als Solger die Mitbürger von der Nothwendigkeit, die Maschine in Bielefeld einzuführen, überzeugt hatte, begann ein neuer Aufschwung des Leinwandgewerbes. Man kann sich denken, daß Solger sehr saure Tage hatte

und nur dem Ansehen, in dem er stand, und der Unterstützung Klempin's hatte er den Sieg seiner Reformvorschläge zu danken. Wie schwer waren die Leute von der Zähigkeit abzubringen, mit der sie an der Händearbeit festhielten!

Endlich wurden in einer Versammlung die Spindeln, und Leo's und Emma's Arbeit gezeigt. Da mußte man die Güte und Feinheit der Spitze und des Battistes anerkennen. Dann trat Leo in den Saal und ging vor Aller Augen an die Arbeit. Wie staunte man über die Schnelligkeit, mit der sie von Statten ging, obgleich er erklärte: er hätte noch keine Uebung in London erlangt; ein Fachkundiger würde ganz Anderes leisten.

Da säumten Solger und Klempin nicht länger, einen gewandten Arbeiter von England kommen zu lassen. Wie leicht begreiflich, wollte sich kein Engländer dazu finden; ein Deutscher, der seit langer Zeit drüben lebte, machte sich also zu diesem Zwecke auf den Weg. Er kam und ging sogleich an's Werk. Da rissen die Bielefelder Mund und Augen auf, und kurz und gut, bald erscholl nur der eine Ruf: „Halten wir in Ehren, was unsere Väter gethan! Doch wer athmet, muß Hand in Hand mit den Lebendigen gehen. Schreckt er vor dem Fortschritt zurück und klammert sich an das Hergebrachte, so wird er noch vor seinem Tode versunken und vergessen sein!"

Da wurde der Bau der Ravensberger Spinnerei einstimmig beschlossen.

Und Leo und Emma? Auch für sie war die Maschine zum Segen geworden. Das war ein Fest für ganz Bielefeld, als sie die Ringe tauschten, und ihr Leben zog dahin wie ein Frühlingstag.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Zerstreut. — Der im Jahre 1795 zu Köstritz verstorbene herzoglich gothaische Kapellmeister Georg Benda gehörte zu den zerstreutesten Menschen, die es wohl je gegeben hat. Er war es, der, als er ein Klavier auf dem Schlosse zu Gotha stimmte, plötzlich aufsprang und in's Vorzimmer lief, um dort zu hören, wie das Klavier anschlage. — Am Todestage seiner Frau sagte er zu seiner Tochter, die ihn wegen Anordnung des Begräbnisses fragte: „Lottchen, frag' nur die Mama!" — Eines Tages wurde er zum Musiziren auf's Schloß gerufen und ging hinauf — unter dem Arm den Stiefelknecht, den er für seine Partitur hielt. [Hst.]

Königliche Sparsamkeit. — Als des Königs Friedrich Wilhelm I. Lieblingssohn, Prinz August Wilhelm, die Blattern hatte, schickte der König Boten über Boten in seiner großen Besorgniß zu seinem damaligen Hofmedikus Joh. Th Eller. Als Eller kam und sofort Linderung der großen Schmerzen des Patienten herbeiführte, ließ der sparsame Monarch als ein besonderes Zeichen seiner königlichen Dankbarkeit Eller täglich zwei Flaschen Duckfteiner Bier reichen, auch eine Mahlzeit zukommen, die jedoch nicht über sechs Groschen kosten durfte. [E. K.]

Seltener Humor. — In einer der letzten Schlachten des nordamerikanischen Bürgerkrieges wurde der rechte Arm des Generals Howard von einer Kugel zerschmettert und mußte oberhalb des Ellenbogens amputirt werden. An seinem Schmerzenslager stand der General Kearney, der im mexikanischen Kriege seinen linken Arm verloren hatte. „General," sagte Howard, „ich will Ihnen einen Vorschlag machen; lassen Sie uns künftig unsere Handschuhe zusammen kaufen. [—dn—]

Humoristisches.



Ein Schlauberger.

Beim Stadtrath Möller ist das Nachtessen — zwei Bratwürste mit Kartoffeln in der Schale — aufgetragen. Während die Frau Räthin im Nebenzimmer noch etwas zu thun hat und ihr Mann eben die Serviette umbindet, kommt die Katze angeschlichen, springt auf den Tisch und führt eine von den Würsten aus.

Möller (vom Stuhl fahrend): Frau! Frau! Die Katz' frißt Deine Wurst!



Schnell gethan.

Aber ich bitte Sie, Herr v. Zinsberger, wegen der paar tausend Mark mich so zu drängen! Sie, ein Millionär!

— Ich muß eben doch endlich einmal mein Geld haben!

Nun ja, ich sagte Ihnen schon oft: verschaffen Sie mir eine reiche Frau — Sie sollen dann der Erste sein, den ich bezahle.

— Reiche Frau ist leicht gesagt. Wo die aber hernehmen?

Ganz einfach! Geben Sie mir Ihre Tochter!

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 1, Jahrgang 1893.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 52:
Wer seines Lebens sich will freuen, der muß sich selbst die Rosen streuen.

Homonym.

Ich bin ein Weib, ich bin auch Mann,
Das zeigt euch stets mein Herold an,
Der mir voran geht, euch zu melden,
Ob ich als „er", als „sie" soll gelten.
Als Mann hab' ich mich klug erwiesen;
Wohl mehr als jetzt ward ich gepriesen
Bei Völkern einst im Alterthum,
Und unvergänglich ist mein Ruhm.
Wenn man als Weib mich hat erkannt,
So bin ich fein mit Art verwandt,
Mit der ich oftmals im Verein
Als ein Begriff bekannt mag sein.
Stets geb' als Mann ich gute Lehren;
Als Weib, da könnt ihr von mir hören
Meist, wo man Unterricht euch gibt,
Wenn man ihn fein methodisch übt.

[Franz Marx.]

Auflösung folgt in Nr. 1, Jahrgang 1893.

Auflösung der Charade in Nr. 52:
Leierorgel.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.